

Jutta Ditzfurth

**DER BARON,
DIE JUDEN UND
DIE NAZIS**

Adliger Antisemitismus

Hoffmann und Campe





Jutta Ditzfurth

Der Baron, die Juden und die Nazis

Reise in eine Familiengeschichte

Hoffmann und Campe

»Den Spuren des heraufdämmernden Verhängnisses in der deutschen Vergangenheit ist allerorten auch deren Gegenteil gesellt, und die Weisheit, ex post facto zu dekretieren, was von vornherein das Stärkere gewesen sei, macht es sich allzu leicht, indem sie das Wirkliche als das allein Mögliche unterstellt.«

Max Horkheimer, Theodor Adorno (1959)^[1]

1

»Mit euch spielen wir nicht, ihr habt den Herrn Christus gekreuzigt«

1990: Reise in die DDR und in die Familiengeschichte

Was hatte ich hier verloren? Die Maisonne schien auf die Wälder über dem thüringischen Dorf Langenorla, durch dessen Tal die Orla fließt. Anfangs hielt ich ein paar Schritte Abstand zu meiner Mutter, aber das konnte das widersprüchliche Gefühl auch nicht lindern. »Hier« stand früher das Schloss. Ich sah die Überreste einer Kastanienallee, die über den Wallgraben zum Schloss geführt hatte. »Dort« lag das Rittergut und »da oben«, auf einem Hügel am Ende des Dorfes, die Schimmersburg. Es war der Beginn einer langen Reise in die Familiengeschichte, an deren Ende ich Antworten auf Fragen gefunden haben würde, von denen ich jetzt noch nichts wusste.



Abb. 1 Dorf Langenorla (Sachsen-Anhalt), in der Mitte das Beustsche Schloss

Als die deutsch-deutsche Mauer 1989 fiel, starb mein Vater Hoimar von Ditfurth.^[2] Damals versprach ich meiner Mutter Heilwig von Ditfurth, sie im Jahr darauf an die Orte ihrer Kindheit und Jugend zu begleiten.^[3] Das bereute ich bald, nicht aber, weil ich ihr diesen Wunsch nicht erfüllen mochte oder ihre Kindheitsorte in der DDR lagen. Letzteres machte mich eher neugierig, denn ich kannte die DDR nicht, nur Ostberlin hatte ich viele Jahre zuvor bereist. Während meiner Abiturfahrt 1969 sah ich Brechts *Heilige Johanna der Schlachthöfe* im Theater am

Schiffbauerdamm und vergaß das Stück nicht mehr.^[4] 1973 war ich mit Freunden zwei- oder dreimal in Ostberlin spazieren gegangen. Wir hatten in der Karl-Marx-Buchhandlung »Blaue Bände« – so nannten wir die »Gesammelten Werke« von Karl Marx und Friedrich Engels – gekauft und immer um Mitternacht die Hauptstadt der DDR verlassen müssen.

Für die SED war ich später, weil antiautoritär und ökologisch gesinnt, eine Art Alien, die falsche Art Linke. Als ich in den 1970er Jahren in der ersten Anti-AKW-Bewegung aktiv war und gegen Atomprogramme weltweit, in West *und* Ost, eintrat, galten Leute wie ich den DDR-Oberen als Maschinenstürmer und Fortschrittsfeinde. Ich durfte nie wieder einreisen, nicht einmal, als ich von 1984 bis 1988 Bundesvorsitzende der Grünen war und andere grüne Funktionsträger Erich Honnecker die Aufwartung gemacht hatten.^[5] In den Resten meiner kleinen Stasi-»Opfer«-Akte fand ich später einen Auftrag zur Telefonüberwachung und den Hinweis: Dem »Fahndungsobjekt ist bei Rückweisung der Satz ›Ihre Einreise in die DDR ist gegenwärtig nicht erwünscht« zu übermitteln. Genau diesen Satz hörte ich bei jedem Einreiseversuch.^[6] – Die DDR war im Jahr 1990 für mich ein wirklich fremdes Land.

Dann fiel die deutsch-deutsche Grenze, und ich fuhr im Winter 1989/1990 mit Freunden durch die DDR, um sie, bevor sie verschwand, kennenzulernen. Wir fanden Freunde, beobachteten den frühen Einfall westdeutscher Nazis und von Immobilienhändlern und kauften

Kofferräume voller Bücher, die auf den Müll geworfen werden sollten, um Reiseführern Platz zu machen.^[7]

Mein Dilemma an diesem Frühsommertag im Mai 1990 lag also nicht an einem Desinteresse an der DDR, sondern vielmehr daran, dass die Kindheitsorte meiner Mutter nicht irgendwelche Wohnungen oder Häuser waren, sondern Schlösser, Rittergüter und Großgrundbesitz. Es war eine Fahrt in die feudale Vergangenheit meiner Familie. Eine Reise, das hoffte ich, zur Klärung der Mythen, mit denen mich vor allem meine älteren weiblichen Verwandten vollgestopft hatten. Ich kannte keine anderen Linken, die in einem ähnlichen Konflikt steckten.

Wenn Mitglieder vormals großgrundbesitzender adliger Familien – der Adel wurde 1919 angeblich abgeschafft – über ihre Herkunftsorte sprechen, sagen sie beispielsweise »Langenorla«. Damit meinen sie nicht das Dorf und die dort lebenden Menschen, sondern ihren (ehemaligen) Besitz. »Langenorla« meint das Schloss, das Rittergut, Wälder, Felder und Wiesen.

Kreuzzüge, Kriege, Enteignung der Bauern und die Ausbeutung der Landarbeiter waren die Grundlage der Herrschaft meiner Vorfahren gewesen, die sie sich durch den Pakt mit den sachsen-altenburgischen Herzögen, den preußischen Königen, dem deutschen Kaiser, der völkischen Bewegung und dem NS-Regime sicherten, bis sie 1945 das Land verlassen mussten und ihr Besitz in der DDR einer Bodenreform unterzogen wurde.

Einer der von Beusts ließ sich auf dem alten Rittergut 1721 von einem italienischen Baumeister das Barockschloss Langenorla bauen, umgeben von einem Wassergraben, der sich aus der Orla speiste. Die Beusts waren die Kirchenpatrone und die Gerichtsherren von Langenorla. Erst im März 1851 wurde als Folge der Revolution von 1848/49 das Patrimonialgericht zu Langenorla aufgelöst und die Gerichtsbarkeit vom Staat übernommen, das heißt an das nahe gelegene herzogliche Kreisamt in Kahla weitergereicht. Das bedeutete zwar, dass mein Urgroßvater niemanden mehr verurteilen und in die Gefängniszelle im Keller seines Schlosses sperren durfte, aber er behielt das Patronat über Kirche, Pfarrei und Schule. Er entschied, wer Pfarrer wurde, er bestimmte, dass die Schulkinder nicht zu viel lernten.

Im März 1856, meine Urgroßmutter Gertrud war sechs Jahre alt, wurden vierzehn Menschen wegen »einfacher und ausgezeichneter Eigenthumsverbrechen«, verübt auf dem Rittergut Langenorla, vom Herzoglichen Criminalgerichtshof zu Strafen zwischen sechs Tagen und vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt, zwei bis vierzehn Monaten Arbeitshaus und zu vier Monaten bis vier Jahren Zuchthaus. Was hatten sie verbrochen? Sie hatten Hunger und in den Wäldern »gewildert«, und sie hatten sich von den Feldern, die sie für die Beusts beackerten, Klee, Runkeln und Kartoffeln geholt. Holzdiebstahl und Wilderei sind nicht grundlos beliebte Themen in der Literatur sowie den Gerichtsakten des 18. und 19. Jahrhunderts. Auch aus

Langenorla wanderten Menschen wegen ihrer erbärmlichen Lebensbedingungen aus.

Es hätte mich bei diesem Rundgang im Mai 1990 nicht überrascht, wären wir aus dem Dorf gejagt worden. Stattdessen wurden wir freundlich empfangen. Der Pfarrer borgte uns das Original der Dorfchronik.^[8] Eine Bekannte meiner Mutter aus Kindertagen - »mein Vater war euer Förster« - führte uns zur Dorfkirche und dort hinauf zur Dachkammer. Sie schloss auf, und ich stand vor dem überlebensgroßen Ölbild meiner Urgroßmutter Gertrud Elisabeth Freiin von Beust (1850-1936), neben ihr weitere, etwa siebzehn Ahnenbilder.^[9] Gertrud war Hermanns und Marie von Beusts Tochter.^[10]



Abb. 2 Gertrud Elisabeth Freiin von Beust, ca. 1867

Im Winter 1948/49 war das Schloss nach ordentlichem deutschen Plan ausgeräumt und abgerissen worden. Es gab damals Auseinandersetzungen um den Abriss, im Ort selbst und zwischen verschiedenen Kulturbehörden, und es gab Pläne für eine andere, soziale Nutzung.^[11] Am Ende setzten sich die durch, die das Symbol des Feudalismus beseitigen und Baumaterial für Neubauerngehöfte beschaffen wollten. Anderswo gingen ähnliche Konflikte anders aus. In Schloss Kochberg, wo meine Verwandten von Stein wohnten, rettete ein Major der Roten Armee und Goethe-Bewunderer das frühere Schloss der Charlotte von Stein vor dem Abriss. Schloss Sahlis, das in diesem Buch noch eine Rolle spielt, wurde von der örtlichen KPD-Ortsgruppe geschützt. Beides ist heute ein Tabu.

Vor zweiundvierzig Jahren waren die Bilder meiner Ahnen in diese Dachkammer in Langenorla gestellt worden. »Wir« haben sie für »euch« aufgehoben, sagte die freundliche Frau. Meine Urgroßmutter auf dem Gemälde war jung, rotblond gelockt, trug ein üppiges, hellgrünes Ballkleid und war umrandet von einem voluminösen Goldrahmen. Ich sah die Verfasserin eines rätselhaften Buches meiner Kindheit zum ersten Mal.



Abb. 3 Dorfstraße in Langenorla, 1920er oder 1930er Jahre

Meine Großeltern hatten sich nach ihrer Flucht vor der Roten Armee 1945 aus Vorpommern auf dem von Ditfurth'schen Rittergut Lemmie bei Hannover niedergelassen. Hier hatte ich als Kind fast alle Ferien verbracht. Meine Großmutter Heilwig von Raven fütterte mich mit Mythen, mit adligen Spielregeln für Mädchen und rechter Ideologie. Als ich etwa acht Jahre alt war, gab sie mir ein Buch: die Lebenserinnerungen meiner Urgroßmutter Gertrud von Beust (1850-1936). Es war auf dem »Treck« - ein geheimnisvolles Wort, mit dem ich aufwuchs - »gerettet« worden. Ich las.

Es waren meine ersten Memoiren. Ich staunte, dass ein Leben in ein Buch zu passen schien. Ich war verwirrt. Kriege, adlige Rituale, meine Mutter als Kind, verrückte

Verwandte, Liebschaften. Aber warum hatte Urgroßmutter Gertrud die Juden so verabscheut? Wenn ich meine redselige Großmutter danach fragte, verstummte sie. Bestenfalls hörte ich das ewige: »Das war damals so.«

In meiner Familie gab es Restbestände von Nazi-Sprache. Wir Kinder hießen manchmal das »Jungvolk«, das sich amüsierte, oder etwas wurde »bis zur Vergasung« betrieben. Als ich später zum ersten Mal von der Ermordung der europäischen Juden hörte – ich erinnere mich nicht mehr an die Umstände –, beschloss ich, niemanden je »Jude« zu nennen, vor allem keinen Juden, denn sie wollte ich auf keinen Fall kränken. »Jude« war, das schloss ich aus den widersprüchlichen Bemerkungen der Erwachsenen, ein besonders böses Schimpfwort.

Über die Jahre las ich diese Erinnerungen immer mal wieder. Urgroßmutter Gertrud bewunderte ihren großgewachsenen »urgermanischen« Vater Hermann, der in seiner Studienzeit »durch manche Mensur« als »Kampfhahn« bekannt geworden war. Er sei ein »begeisterter Patriot« gewesen, und lange vor Bismarck war »sein Ideal die deutsche Einheit und das Kaisertum«. Das Reich schien ihr bedroht, denn »noch aber saß Barbarossa der Sage nach im Kyffhäuser, und die Raben umkrächzten den Berg – wie heute wieder«^[12]. So schrieb sie 1929 und wartete auf einen Führer, der »des Reiches Herrlichkeit« (Friedrich Rückert) wieder herstellen würde. Sie schwärmte von den Zeiten, als »die Leute« noch wussten, wo ihr Platz zu sein hatte, sich demütig den

Interessen des Großgrundbesitzers unterwarfen, weil die »Gesinnung des Volkes [...] noch nicht durch Fremdrassige vergiftet« war: »In Sachsen-Altenburg durfte kein Jude sich länger als zwölf Stunden aufhalten.«^[13]

Als sie dies schrieb, waren der Erste Weltkrieg und die Kolonien verloren, die Novemberrevolution zwar niedergeschlagen, aber der geliebte Kaiser im Exil, der Hofstaat von Sachsen-Altenburg aufgelöst, und meine Urgroßmutter lebte in einer Republik, die sie hasste – der von Weimar.

Der Kleinstaat Sachsen-Altenburg war in das neu gegründete Thüringen überführt worden.^[14] Der Adel war mit dem Artikel 109 der Weimarer Reichsverfassung abgeschafft worden, in dem es hieß: »Öffentlich-rechtliche Vorrechte oder Nachteile der Geburt oder des Standes sind aufzuheben. Adelsbezeichnungen gelten nur als Teil des Namens und dürfen nicht mehr verliehen werden.«

Das Schreckgespenst des Adels, die Französische Revolution, hatte nach 130 Jahren doch noch gesiegt. »Fremdrassige« hatten die Macht übernommen, das war das Synonym für »jüdische Bolschewisten«, denn was gab es Schlimmeres als Juden, Sozialdemokraten und Kommunisten?

Wo der Feind saß, war ihr früh beigebracht worden. Ihre Großeltern^[15] hatten der kleinen Gertrud und ihrer Zwillingsschwester Armgard in den 1850er Jahren beigebracht, die Juden zu verabscheuen. Franz und Charlotte von Holtzendorff nahmen ihre Enkelinnen oft mit

nach Bad Kösen. Der »Kuchengarten« war der Sammelplatz der Badegäste, wo beim Nachmittagskaffee Konzerte stattfanden. »Eines Tages wollten schwarzhaarige Kinder mit uns spielen. Instinktiv hielten wir sie für Juden und erklärten ihnen: ›Mit euch spielen wir nicht, denn ihr habt den Herrn Christus gekreuzigt.« Sie rannten zu ihrer Mutter, der Frau Kommerzienrätin Reichenheim aus Berlin, und erzählten ihr, was wir soeben gesagt hatten, doch blieb's bei unserer Abweisung.«^[16] Vermutlich handelte es sich hier um die Ehefrau des Berliner Kaufmanns Leonor Reichenheim (1814–1868). Er war damals Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, später für die Nationalliberale Fraktion im Reichstag des Norddeutschen Bundes.^[17]

Über das 18. Jahrhundert schrieb der französische Historiker Léon Poliakov, dass »das Volk der Christen« jederzeit den Juden gegenüber »seinen Gefühlen [...] freien Lauf lassen« konnte: »Beim bloßen Anblick von Juden waren Hohngelächter und Geschrei ein alltägliches Spektakel.«^[18] Etwa neunzig Jahre bevor das Kind Gertrud jüdische Kinder in Bad Kösen beleidigte, schrieb der Berliner Philosoph Moses Mendelssohn 1780 an einen Freund, er würde ohne Not nicht auf die Straße gehen. In diesem »sogenannten duldsamen Lande« lebe er so »eingengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zu Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik [...] einsperren muss«. Wenn er abends mit Frau und Kindern spazieren gehe,

frage ihn sein Kind: »Was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen getan?« Und ein anderes Kind sagt: »Ja, lieber Papa [...], sie verfolgen uns immer in den Straßen und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, Jude zu sein?« Vater Mendelssohn seufzte dann: »Menschen, Menschen, wohin habt ihr es endlich kommen lassen?«^[19] Moses Mendelssohn hat Lessing seinen weisen *Nathan* (1779) nachempfunden.^[20]

Als sie zwölf oder dreizehn Jahre alt waren, steckten die Eltern Beust ihre Zwillingstöchter Gertrud und Armgard ins freiadlige evangelische Magdalenenstift in Altenburg. Das war seit 1705 eine christliche Erziehungsanstalt für adlige Töchter, eine in diesen Kreisen angesehene »Kaderschmiede« für protestantische adlige Mädchen, die hier auf ihre Rolle an einem monarchischen Hof, auf einem Schloss, Rittergut oder, falls sie unverheiratet blieben, in einem Stift vorbereitet wurden.

Wer als Erwachsener andere zu kommandieren hatte, wer Hierarchien nicht in Frage stellen, sondern durchsetzen sollte, musste als Kind gebeugt, wenn nicht sogar gebrochen werden. Eine Generation, der es selbst so ergangen war, tat das der nächsten an. Adlige Jungs wurden ab dem achten Lebensjahr in Kadettenanstalten gesperrt, Mädchen häufig in Stifte. Sosehr Kinder und Jugendliche auch unter dieser Erziehung litten – die noch heute so manchen Feind der antiautoritären Erziehung begeistert –, so sehr musste es ihr Ziel sein,

»durchzuhalten«, um der Familie »keine Schande« zu machen und Teil der gesellschaftlichen Elite zu werden. Diese Art der elitären »schwarzen Pädagogik« hat bei denen, die sie deformierte, oft immensen Hass auf Menschen geschürt, die freier, selbstbestimmter und weltoffener leben konnten.

Urgroßmutter Gertrud litt und war doch stolz, diese Zuchtanstalt durchzustehen. Die »Pflichttreue« und den preußischen »Patriotismus« der Pröpstin Elisabeth Gräfin von Zedlitz-Trütschler bewunderte sie später als »soldatisch«. Die Mädchen hatten sich vor der Pröpstin zu verbeugen und ihr Zimmer nur im Rückwärtsgang zu verlassen. Schlafsäle, strenge Kontrolle strikter Tagesabläufe, Verbote bestimmter Bücher, zweimal am Tag Andacht, Bibelstunden, christliche Choräle. Als Strafe gab es Zimmerarrest, Sprechverbot, Katzentisch oder Stockstöße in den Rücken. Den Kindern wurden tagsüber Schandbroschen aus Pappe angesteckt, auf denen ihre »Verbrechen« angeprangert wurden. Christlicher Antijudaismus war Teil des Lehrplans.

Trotz der Französischen Revolution, der »Befreiungskriege« gegen Napoleon und des deutschen Nationalismus war in den 1860er Jahren der Hass auf den französischen »Erbfeind« noch nicht so umfassend, wie er es nach dem Krieg von 1870/71 sein sollte: Die adligen Mädchen im Altenburger Stift hatten Französisch zu sprechen – nach dem Vorbild Friedrichs »des Großen«, der besser Französisch sprach als Deutsch. Die älteren

Schülerinnen hatten in den Klassenzimmern aufzupassen, dass kein deutsches Wort gesprochen wurde.

Nur wenige unterwarfen sich alldem nicht und brachen aus, unter ihnen Franziska Gräfin zu Reventlow, die 1887 von ebenjener Pröpstin von Zedlitz-Trütschler wegen widerspenstigen Verhaltens von der Schule verwiesen wurde. Reventlow hat ihre Zeit im Altenburger »Zuchthaus« in ihrem Roman *Ellen Olestjerne* (1903) verarbeitet.

Auf unserer Reise im Mai 1990 besuchten meine Mutter und ich das Stift, das sie als junges Mädchen von 1941 bis 1942 hatte besuchen müssen. Ziel der kleinen Fluchten meiner Mutter war zu ihrer Internatszeit das nahe gelegene Schloss Windischleuba, wo ihr Großonkel Börries von Münchhausen lebte.^[21] Von ihm später mehr.

In den Jahren nach der Schule und vor der Heirat hatte meine Urgroßmutter Gertrud viel Zeit. Kuraufenthalte waren beim Adel sehr beliebt. Kurbäder waren Orte, an denen in Muße die völkische Weltanschauung verfestigt wurde, und mit ihr der Antisemitismus. Gertrud und ihr Vater Hermann kurten zum Beispiel in Bad Ems. Ihre Erinnerung färbte sich später antisemitisch, als sie von mit »verschwenderischem Luxus ausgestatteten Sälen« schrieb, wo das Gold klapperte, der Ruf »Mesdames, faites votre jeu, rien ne va plus va banque!« erscholl und »eine internationale Gesellschaft dem Moloch des Goldes« huldigte.^[22] Wer mit wem gesellschaftlich verkehrte und wie viele Heiratskandidaten sie umschwärmten, war

Gertruds liebstes Thema. Hier traf sie den König und späteren deutschen Kaiser sowie den künftigen Zaren mit seinem Sohn, dem letzten russischen Zaren.



Abb. 4 Hermann Freiherr von Beust

Bei einem Abendessen im Kurhaus des belgischen Seebads Blankenberge, zwei Jahre vor dem Deutsch-Französischen Krieg, hätten »vornehme Franzosen« gefordert, dass Frankreich beide Ufer des Rheins besitzen müsse. Da stand die siebzehnjährige glühende Nationalistin vom Tisch auf und verteidigte den deutschen Rhein. Auf Französisch sagte sie: »Der Rhein ist ein freier deutscher Strom, nie

werden Sie ihn haben, aber wir werden uns das deutsche Elsaß-Lothringen zurückholen«!^[23] Die französischen Offiziere verließen verärgert das Lokal, und die von allen Seiten gelobte junge Frau verfasste noch am selben Abend ein »feuriges« und schwer nationalistisches Gedicht.^[24]

Mit dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870, den Bismarck so geschickt vom Zaun gebrochen hatte, wurde die deutsche Einheit auf Bergen von Leichen errichtet, auf Massakern an der französischen Zivilbevölkerung, der Belagerung und Aushungerung von Paris, der maßlosen Provokation der Krönung des deutschen Kaisers Wilhelm I. im Spiegelsaal von Versailles. Im Zusammenhang mit den Versailler Verträgen von 1919 wird all das auch heute noch selten erwähnt.

Meine kriegsbegeisterte Urgroßmutter Gertrud von Beust wäre am liebsten selbst in die Schlacht gezogen. Gerührt sah sie »all die Lieben gegen den Erbfeind« ziehen, »wie 1813«. Wenn sie schon Frankreich nicht selbst »züchtigen« durfte, machte sie Propaganda. Sie ließ sich von ihrem Kutscher »stundenlang über Stock und Stein in die umliegenden Wald- und anderen Dörfer« fahren und »bettelte für's Vaterland«. Wo immer sie war, sang sie *Die Wacht am Rhein*, zum Beispiel beim »Charpie zupfen, wenn an langer Tafel die Töchter des Dorfes sich um mich geschart hatten«^[25]. »Charpie« hießen Fäden aus Baumwolle oder Leinen, die zu extrem keimbehafteten Wundverbänden verarbeitet wurden.

Das Lied *Die Wacht am Rhein* besaß beinahe die Funktion einer Nationalhymne: antifranzösisch, deutschnational und später auch von den Nazis zu gebrauchen. Im Film *Casablanca* stimmt Wehrmachtsmajor Strasser am Klavier in Rick's Café Américain *Die Wacht am Rhein* an, alle deutschen Offiziere erheben sich und singen. Der Antifaschist Victor László, der in Paris den Deutschen noch entkommen ist und in Casablanca auf sein Visum wartet, eilt zur Band und stimmt die *Marseillaise* an, bei der rasch so viele französische Emigranten und Nazi-Gegner mitsingen, dass sie die Deutschen übertönen.^[26]

Bei einem der Kuraufenthalte verguckte sich der neunundfünfzigjährige Herzog Karl von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (1813–1878) in die junge Frau und wollte sie an seinen Hof in Glücksburg holen. Er drängte, reiste hinterher und beschenkte sie und ihre Eltern so lange, bis er sein Ziel erreicht hatte. Der am wenigsten anrühige Weg war eine Adoption, das Herzogspaar war kinderlos. Die Adoption wurde am 28. Dezember 1870 von einer »Deputation« des »herzöglichen Gerichtsamts Kahla«, bestehend aus einem Landrichter und einem Notarsadvokaten, im Schloss Langenorla vollzogen, Gertrud, ihre Eltern und der Herzog unterzeichneten den Vertrag, mitten im Krieg.

Warum die Adoption? Für die Beusts ging es um Geld. Der Langenorla'sche Besitz war hoch verschuldet. Die Adoption brachte eine Apanage, viele Geschenke und verhiess ein großes Erbe. Die junge Freiin sollte zur Gräfin

von Glücksburg werden. Der Deal war eine Art Aufstieg vom Uradel in den Hochadel, denn Herzog und Herzogin waren mit vielen europäischen Königshäusern eng verwandt.^[27]

In den nächsten Jahren lebte sie vorwiegend in Glücksburg. Fünf Monate nach der Adoption reiste sie mit dem Herzog nach Berlin, wo sie im Mai 1871 die erste Reichstagsitzung besuchte. Ihrer Klasse gemäß war sie von August Bebel, dem Handwerker und Vertreter der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP), angewidert, zumal der dort die revolutionäre Pariser Kommune verteidigte, die mit Hilfe der deutschen Armee in diesen Tagen blutig massakriert wurde. Urgroßmutter war empört, dass Bebel »stundenlang« sprechen durfte. Bebel sagte: »Wenn auch im Augenblick Paris unterdrückt ist, dann erinnere ich Sie, dass der Kampf nur ein kleines Vorpostengefecht ist, dass die Hauptsache in Europa uns noch bevorsteht, und dass, ehe wenige Jahrzehnte vergehen, der Schlachtruf des Pariser Proletariats: Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Not und dem Müßiggang der Schlachtruf des gesamten Proletariats sein wird!«

Meine Urgroßmutter war erleichtert, als sich Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke erhob, verantwortlicher Befehlshaber der deutschen Armeen in Frankreich, seine ganze Rede sei »kurz wie der Hieb mit einem Schlachtschwert!« gewesen, schwärmte sie.^[28] Bebels Rede trug ihm die Verschärfung der politischen

Verfolgung von Reichskanzler Graf Otto von Bismarck und bald das Zuchthaus ein.

Gertrud von Beust hielt die SPD für undeutsch und jüdisch: »Nach und nach konnte man die Maulwurfsarbeit jener Partei beobachten, deren Väter, die Juden, den germanischen Geist töten, wie der grimme Hagen den arglosen, deutschen Siegfried. Jetzt, im Jahre [19]29, müssen wir durch das kaudinische Joch gehen. Wann wird der Retter kommen? – Meist wurden die großen Männer, die uns Gott gesandt hatte, vom eigenen Volke verkannt. Wieder, wie zu Zeiten Heinrichs IV., werden wir im Büßerhemde nach Canossa gehen, denn das Zentrum, mit jüdischem Geiste durchsetzt, ist das Zünglein an der Wage.«^[29]

1872 fuhr sie mit ihrem Beust'schen Vater zur wochenlangen Kur nach Norderney, das sehr in Mode gekommen war. »Dort herrschte ein strenger Kastengeist«, in den größten Saal des Kurhauses durfte nur der Adel. Viele Seebäder an der Nord- und Ostsee brüsteten sich Ende des 19. Jahrhunderts damit, »judenrein« und »national« zu sein, Norderney soll eine Ausnahme gewesen sein.^[30] Folgt man aber meiner Urgroßmutter, traf das nicht zu. Sie beobachtete ungerührt, wie unter der Verantwortung des Badekommissars Freiherr von Vincke jüdische Badegäste auf der Insel gedemütigt und drangsaliert wurden: Ein Jude »war dem Damenstrande zu nahe gekommen, da fielen die hünenhaften, riesigen Badefrauen über ihn her und bearbeiteten ihn

unbarmherzig mit ihren Fäusten. Er verschwand umgehend aus Norderney.«^[31]

Vielleicht entwickelte sich der Antisemitismus auf Norderney langsamer und widersprüchlicher als auf anderen Inseln. Über Borkum hieß es 1925: »Auf der Insel könnte man einen Juden totschiagen, ohne dass ein Hahn krächte.«^[32] 1878 war auf Norderney in Anwesenheit des preußischen Justizministers die Synagoge eröffnet worden. 1928 feierte sie ihr fünfzigstes Jubiläum, und das *Israelitische Familienblatt* berichtete, wie gut besucht die Synagoge während der Sommermonate war.^[33] Es gab auf Norderney rituelle Speisehäuser und eine koschere Metzgerei, Juden waren in das Wirtschaftsleben integriert.

Norderney galt lange Jahre als »Insel der Toleranz«, was antisemitische Tendenzen und Geschehnisse aber nicht ausschloss. 1923/24 wurde hier eine Ortsgruppe des *Stahlhelm-Bundes der Frontsoldaten* gegründet, und die Stimmung kippte unaufhaltsam in Richtung mörderischer Judenfeindschaft. Zehn Jahre nachdem meine Urgroßmutter die antisemitischen Aktivitäten des adligen Badekommissars auf Norderney beobachtet hatte, besuchte Theodor Fontane 1882 die Insel. Sein Leben lang wollte er vom preußischen Adel anerkannt werden. Jetzt hatte er einiges an den jüdischen Badegästen auszusetzen und schrieb an seine Frau: »Fatal waren die Juden, ihre frechen, unschönen Gaunergesichter (denn in Gaunerei liegt ihre ganze Größe) drängen sich einem überall auf. Wer in Rawicz oder Meseritz« – beide Städte lagen in der

preußischen Provinz Posen - »ein Jahr lang Menschen betrogen [und] eklige Geschäfte besorgt hat«, habe kein Recht, »sich in Norderney unter Prinzessinnen und Comtessen mit herumzuzieren. Wer zur guten Gesellschaft gehört, Jude oder Christ, darf sich auch in der guten Gesellschaft bewegen; wer aber 11 Monate lang Katun abmisst oder Kampf in alte Pelze packt, hat kein Recht im 12. Monat sich an einen Grafentisch zu setzen.«^[34]

Der Sieg über Frankreich, die Unterstützung des unterlegenen Kriegsgegners bei der blutigen Niederschlagung der ersten proletarischen Revolution, der Pariser Kommune im Mai 1871, die Beute in Höhe von 5 Milliarden Goldfrancs, die nach Deutschland flossen und die Gründerjahre befeuerten - alles verschob die Kräfteverhältnisse zugunsten des neuen deutschen Kaiserreichs. Und alles beschleunigte den Hass auf die Juden.

Zu den Besuchern im heimischen Langenorla gehörte beispielsweise Vetter Curt von Knobelsdorff, Offizier, Casino-Direktor in Mainz und Alkoholiker. Später wurde er ein abstinenter, judenfeindlicher evangelischer Missionar und Blaukreuzler. Gertrud fand seine Vorträge »sehr interessant«, vor allem den »über die Vorhersage der französischen Revolution«.^[35] Bei den Beusts lebte zeitweilig seine Mutter Auguste von Knobelsdorff, die Witwe jenes Generals, der »im verhängnisvollen Jahre 1848 dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen«, wenn auch nicht allein, »vor dem Pöbel geschützt und ihm zur Flucht

nach England verholpen« hatte.^[36] – Im Oktober 1939 wird ein Generalmajor von Knobelsdorf(f) SS-Obersturmbannführer Eichmann helfen, die Juden aus Kattowitz zu deportieren.^[37]

Christlicher Mystizismus und Okkultismus waberten durch adlige Köpfe, und die Französische Revolution blieb das große Hassbild der deutschen Rechten als das größtmögliche gottesfeindliche Armageddon: Menschenrechte, die Gottesgesetze ersetzten und die für *alle* Menschen galten, sogar für den Pöbel, was für ein Graus! Es ging wahrhaft ein Gespenst durch Europa.

Tatsächlich hatte die Französische Revolution, neben so vielem anderen, die Religion zur Privatsache gemacht. Juden mussten sich in Frankreich deshalb nicht durch Übertritt zum Christentum ein »Entréebillet zur europäischen Kultur« (Heinrich Heine) erkaufen, wozu sie in Deutschland und Österreich gezwungen waren und was ihnen meist nicht viel nützte. Sie konnten sogar in höchste Staatsämter vorrücken.

Gertrud verlobte sich mit dem königlich-preußischen Rittmeister Franz von Raven (1846–1900) aus Groß Luckow in der Uckermark. Der Bräutigam war im Elsass bei den deutschen Besatzungstruppen stationiert. Sie kehrte vom Glücksburger Hof nach Langenorla zurück, begleitet von Glückwünschen von und Einladungen an verschiedene monarchische Höfe Europas.^[38] So international der europäische Hochadel war, so nationalistisch blieb meine Urgroßmutter. Gertruds Hass auf Frankreich war

inzwischen so hysterisch, dass sie »innerlich weinte«, als ihr Bräutigam bei einem seiner Besuche ein Kartenspiel mit dem französischen Namen *L'hombre* spielen wollte, das eigentlich auch bei den Beusts immer gern gespielt worden war. Aber jetzt bestand sie auf »deutschen Sitten«, Franz beobachtete Gertruds Abscheu gegen das »welsche« Spiel, nahm sie in den Arm, rief »Germania!« und gab nach.^[39]

Durch die Beziehungen ihres herzoglichen Adoptivvaters zum Kaiser wurde der Bräutigam nach Kassel »abkommandiert«, zum Inspektionsoffizier befördert und als Reitlehrer des vierzehnjährigen Wilhelm und seines elfjährigen Bruders Heinrich eingestellt.^[40] Wilhelm wurde später Kaiser Wilhelm II. Der junge Ehemann musste »wöchentlich mehrere Male die beiden Prinzen im Reiten unterrichten und mit ihnen ausreiten [...] Prinz Wilhelm hatte von Geburt an einen kurzen Arm und fiel infolgedessen oft vom Pferde. Daher war dieser Unterricht sehr schwierig. Es wurde als eine Ehrensache betrachtet, die kaiserlichen Prinzen zu unterrichten.« Gertrud klagte über den Geiz des Hofes, weil ihr Mann nach drei Jahren Reitunterricht zum Andenken nur einen »versilberten Zigarrenkasten« und zwei kleine Fotografien der Prinzen bekommen habe. Aber es sei »selbstverständlich« gewesen, dass man sich »opferte«.^[41]

Neben der ›Aufopferung‹ war es ein angenehmes Leben. Nachmittags ließ sich Gertrud zu ihrem Mann kutschieren, und sie machte Ausflüge. Das junge Paar verfügte über Personal, der Adel gab Bälle, man spielte Theater und

unternahm Pferderennen und Ausflüge. Es gab häufig Urlaub. Ihre ersten Kinder wurden geboren. 1876 nahm Franz von Raven seinen Abschied vom Militär, weil er sich, bevor er das väterliche Gut in Groß Luckow übernahm, zum Landwirt ausbilden lassen musste. Gertrud kurte währenddessen auch einmal im bayerischen Staatsbad Steben, einmal saß ein Kaplan neben ihr, »der mich zum Katholizismus bekehren wollte«. Sie wehrte ihn ab: »Geben Sie sich keine Mühe, Herr Kaplan, mich bekehren Sie nicht. Mein Urahn war der erste, der in Wittenberg zu Luthers Lehre überging.«^[42]

Das traf fast zu. Joachim von Beust (1522–1597), Jurist aus alter märkischer Familie, studierte in Leipzig, wo er Martin Luther kennenlernte und zu seiner Lehre konvertierte, früh, aber vermutlich nicht als Erster. Er war der Stammvater aller Beusts, Stammütter gab es nie. 1550 berief ihn Kurfürst Moritz von Sachsen zum Hofgericht in Wittenberg, und auch andere Kurfürsten machten Beust zu ihrem theologisch-juristischen Berater.^[43]

Im Kurfürstentum Sachsen hatten Juden damals keine Durchreiseerlaubnis, der Aufenthalt war ihnen untersagt. Im Kleinstaat Sachsen-Altenburg, wo Hermann von Beust, mein Ururgroßvater, Kammerherr bei Hof und Landtagsabgeordneter für die Ritterschaft war, durften sich Juden noch im 19. Jahrhundert nicht niederlassen und für ihre Durchreise nicht länger als einen Tag benötigen, sonst wurden sie hinausgeprügelt.

Martin Luther und der Adel gehören zusammen. Luther war der Ideologe und Agitator der Obrigkeit, Gegner der Freiheitssehnsucht der Bauern, die ihren letzten großen Aufstand 1525 blutig verloren hatten. Friedrich Engels merkte sarkastisch an, dass es der deutsche Adel vorzog, »lieber unter fürstlicher Oberhoheit die Bauern fernerhin zu exploitieren [auszubeuten], als die Fürsten und Pfaffen durch ein offenes Bündnis mit den *emanzipierten* Bauern zu stürzen«^[44].

Ganz Realpolitiker, schlug Luther sich am Ende auf die Seite der Sieger, der Fürsten. Der Protestantismus diene ihren Interessen. Knapp 400 Jahre sollte es so noch dauern, bis die Herrschaft der adligen Großgrundbesitzer über Leute und Land abgeschafft sein würde. Während Luther sich der christlich-adligen Obrigkeit andiente, hetzte er gegen die Juden, voller Wut auch darüber, dass sie sich von ihm, dem großen Reformator, nicht hatten missionieren lassen. In seinen frühen Jahren hatte er noch bemängelt, dass man von den so »viehisch traktierten« Juden nicht erwarten könne, dass sie sich zum Christentum bekannten. Der ältere Luther marschierte mit ungeheurer Wucht in die Schlacht gegen die Juden.

Es war die Zeit, in der die alten antisemitischen Stigmata - Ritualmord, Hostienschändung, Brunnenvergiftung, Mord an christlichen Kindern - auch von anderen Autoren und Rednern neu belebt wurden. Katholische Orden wie die Dominikaner stachelten den Hass gegen die Juden auf, etwa Jakob von Hochstraten, ein

fanatischer Verfechter der Inquisition. Texte wie die des katholischen Theologen Johannes von Eck entstanden, aus denen sich später nicht nur Julius Streicher für seinen *Stürmer* bediente. Die Juden sollten Zeichen tragen, waren es nicht wert, als Zeuge gegen Christen aufzutreten, sollten kein Gewerbe ausüben dürfen, sich aber zwingen lassen, christliche Predigten anzuhören.

Luther schrieb derb, brutal und von keinerlei Weltläufigkeit angehaucht, wie sie manch klügeren Kopf in den großen Städten Europas beeinflusste. Er lebte »in einer Krähwinkelstadt« und hatte sich dort »in ein enges Gehäuse eingesponnen«, wo er »jedem Klatsch gegen die Juden sein volles Ohr« lieh.^[45] Alles missionstaktische Verständnis für die miese Lage der verstockten Juden verflüchtigte sich. Er saugte jeglichen Antisemitismus seiner Zeit begierig auf, reicherte ihn an, um ihn schließlich mit seinen Schmähschriften *Über die Lügen der Juden* (1542/43)^[46] und *Vom Schem Hamphoras und vom Geschlechte Christi* (1544)^[47] hochgiftig konzentriert wieder auszuspeien.

In den *Lügen der Juden* schrieb er: »Was klagen die Juden über harte Gefangenschaft bei uns, wir Christen sind beinah 300 Jahre lang von ihnen gemartert und verfolgt, daß wir wohl klagen möchten, sie hätten uns Christen gefangen und getötet. Dazu wissen wir noch heutigen Tages nicht, welcher Teufel sie in unser Land gebracht hat. [...] Land und Straßen stehen ihnen jetzt offen, mögen sie ziehen in ihr Land, wir wollen gern Geschenke dazu geben,